

Nutzen und Vergnügen

35

Freitag den 27. August 1824.

Der verwünschte Prinz.

Märchen von Fr. Laun *).

1.

Es war einmahl ein Prinz, kein Mensch wußte wo. Kein Mensch wußte auch wie er aussah, ja nicht einmahl, wie er hieß. Das aber ging so zu: Das Land stand unter dem Protectorate der Feen. Dergleichen hatte vielleicht sein Gutes, wenn die Fee eine gute war; manche davon soll jedoch eine gar böse Sieben gewesen seyn. Man sagte sich das häufig ins Ohr. Denn herausplagen damit durfte Niemand, der nicht eine Nase und zwey Ohren zu viel hatte. Alle hundert Jahre kam eine neue Protectorin, und zwischen ihrem Antritt und dem Abzuge der alten gab es einen Tag, wo das Volk, sich selbst überlassen, reden mochte, was es nur wollte. Der letzten Fee, Capricciosa mit Mahmen, soll von diesem Einen Tage das linke Ohr zweyhundert Jahre nachgeklungen haben.

Unter Hoffnung und Furcht harrte so eben Jedermann auf den Einzug der neuen Fee. Alle Fenster lagen und alle Bäume hingen voll Neugieriger an der Straße, vom Feenthore an, bis zum Schlosse des Königs, und unten auf dem Pflaster wimmelte auch Alles von Menschen. Der König stand mit sämmtlichen Großwürdenträgern auf dem Balkon, und wollte vor Ungeduld vergehen. Ein ausgesendeter Courier nach dem andern brachte immer die nähmliche trostlose Nachricht

zurück, daß die Erwartete noch nirgends zu hören und zu sehen sey.

Auf ein Mahl erscholl jetzt ein allgemeines Ach! als ein Punct, der Anfangs nicht größer gewesen, als eine kleine Kanonenkugel, über dem Schlosse hoch in der Luft schwebte, und wie er immer tiefer herabsank, auch an Größe immer gewaltiger zunahm, bis zuletzt am Hauptportale, unter Trompeten- und Paukenschall, ein stattliches Luftschiff herab sich senkte, aus welchem die Fee Graziosa mit ihrem ganzen Gefolge stieg.

Am meisten waren vielleicht diejenigen zu beklagen, welche mit schweren Kosten Fenster in Häusern an der Straße gemiethet, oder beym Herunterfallen von den Bäumen Arme und Beine gebrochen hatten.

Mit diesem ersten Querschritte durch eine allgemeine Rechnung ermunterte Graziosa die Hoffnung auf bessere Zeiten nicht sonderlich. Sie sah indessen so wunderschön aus, und hatte so gar liebliche Blicke und Manieren, daß im Schlosse kein Mensch den bald darauf folgenden zweyten Streich ihr zugetraut hätte. Vor ungefähr vier Wochen nähmlich war die Königin von einem Prinzen entbunden worden. Da es nun der Gebrauch mit sich brachte, daß die jedesmahlige Fee die Kinder des Königshauses aus der Taufe zu heben pflegte, und man der Fee Capricciosa wenig Gutes zutraute, so war die Taufhandlung bis zu Graziosa's Einzuge verschoben worden. Kaum aber wollte am Taufsteine die Wehmutter das Prinzlein der Fee auf die Arme legen, als der Täufling sammt dem von Gold und Edelsteinen starrenden Bettchen verschwunden war, und damit ein allgemeines Lamentiren zum Ausbruche kam;

*) Aus dem Morgenblatt.

denn das Kind war weg und blieb weg. Die Fee her, erschien dann nur noch wie ein schwarzer Punkt, aber zuckte die Achseln auf die Frage, was das bedeuten sollte. Jedermann konnte sich's freylich an den fünf Fingern abzählen, daß kein Mensch als sie wußte, wie es zugegangen, und wo das Kind hingekommen war. Es spitzte sich auch schon jeder Mund und jede Feder, um der Erörtern des schönen Festes tüchtig die Wahrheit zu sagen. Gleichwohl kam es zu nichts, weil ein Jeder zu viel Vorliebe für seine Nase und seine Ohren hatte.

Zu den tiefbetrübten Altern aber sprach die Fee: „Herr König und Frau Königin, was ihr auch sehet, oder vielmehr nicht sehet, so laßet euch darum kein graues Haar wachsen. Euer Prinzelein soll hoffentlich ein so guter Christ werden, als wenn er's in diesem prächtigen Taufbecken geworden wäre. Da ihr mich übrigens zu seiner Pathe erkoren, so nehmet die Geschenke in Empfang, welche ich ihm mitbringe. Ob er je wiederkehren werde, weiß ich zwar nicht. Für den Fall aber, daß es geschehen sollte, bitte ich, ihm das Erbrecht auf diesen Thron vorzubehalten. Und das wenigstens zwanzig Jahre lang. So viel ihr auch Prinzen noch erzielen möchtet, so darf doch erst nach Ablauf dieser Zeit einer davon als Kronprinz anerkannt werden. Und du, Frau Königin, nimm dieses glühende Reislein mit dem Vergiftmeinnicht aus meiner Hand, und stecke es an den kleinen Finger deiner Linken, wohin es gehört. Wenn je Einer käme, sich für deinen Erstgeborenen auszugeben, so versuche mit diesem Reislein, ob er solches auch sey. Nur dann ist er's, wenn dieser Ring an seinen Goldfinger passen sollte. Und paßt er nicht, so laßet den Betrüger geradezu in's Narrenhaus sperren. Damit werdet ihr meine Wünsche erfüllen, und ihm, und euerm verlorenen Prinzen, und euch selber das gebührende Recht verschaffen.“

Während sie dieses sprach, hatten ein Paar Großwürdenträger ihre Geschenke für den verloren gegangenen Kronprinzen auseinandergelegt, und der Glanz derselben nahm, mit Ausnahme des tiefbetrübten Königspaares, Aller Augen dergestalt ein, daß kein Mensch bemerkte, wie sich die Fee mit ihrem ganzen Gefolge inzwischen entfernt hatte. Man gewahrte es erst, als plötzlich Trompeten und Pauken hoch aus der Luft herunterschollen. Das Lustschiff stieg eiligst höher und hö-

2.
Seitdem war Graziosa nicht zu hören noch zu sehen. Das Schloß, vom prächtigsten, schneeweißen Marmor, das ihre Vorgängerinnen zu bewohnen pflegten, blieb verschlossen und leer. Schon war zwischen den Stufen das Unkraut mächtig hervorgeschossen, weil Niemand sich daran vergreifen durfte. Denn alle Arbeiten in seinem Innern, wie an seinem Außern, wollten einzig von Dienstknechten der Fee bestritten seyn. Auch brachte jede Protectorinn ihr ganzes Hofgesinde mit, und nahm solches beym Wiederverlassen des Königreichs, bis auf den kleinsten Küchenjungen, mit sich fort.

Da jetzt keine Fee mehr da war, so athmete Anfangs das Volk wieder recht ordentlich auf und meinte, wenn das doch immer so bleiben sollte. Als es nun eine Zeit lang wirklich so geblieben war, so hieß es: „Es war doch aber auch recht hübsch vormahls durch das Hoflager der Feen. Immer gab es etwas zu sehen und zu hören. Der Verdienst war zehnmal so groß, als heut zu Tage. Geben durften wir auch nicht mehr, als jetzt, weil die Feen ganz gratis herrschten. Die Appellation vom Könige an die Fee war überdies ein gar herrliches Recht. Zwar half sie gemeiniglich nichts, weil die Feen selbst, in der Regel, von ernstlichen Geschäften wenig halten. Dann und wann wurde freylich auch Der und Jener, dessen Gesicht oder Kleidung oder Betragen der Fee nicht anstand, in ein Thier oder irgend eine andere, etwas unbequeme Gestalt verwandelt. Dafür aber kam wieder Mancher zu Ehren und Glück, er wußte nicht wie.“

Und wie sie sonst geseufzt hatten: „Ach, wenn wir doch unsern guten König allein hätten, und von dem Feenspuk gar nichts wüßten!“ so seufzten sie nunmehr: „Ach, käme doch die gute alte Zeit des glänzenden Reichs unserer Feen recht bald wieder!“ Das Alles aber rührte eigentlich nur davon her, daß das dortige Volk zum Theil aus einer Menge sehr vernünftiger Leute bestand, die nur niemahls recht wußten, was sie wollten.

3.

Der König war ein Mann von Rechtlichkeit, Einsicht, Kenntniß und Fleiß; die Königin konnte ebenfalls für das Muster der Frauen gelten. Beyde würden sich wohl befunden haben, wie das Volk durch sie, wenn der verlorne Prinz nicht gewesen wäre. Denn die Prinzenquelle schien mit diesem einen versiegt zu seyn. Nur Prinzessinnen kamen noch nach, lauter Prinzessinnen, während der sechszehn Jahre, welche seit jenem unglücklichen Taufzuge verfloßen waren.

„Und wie — sprach eines Tages die Königin, den Gegenstand eben mit ihrem Gemahle abhandelnd — wie soll nur, nun so lange Zeit verstrichen ist, dieser Ring dem Goldfinger eines sechszehnjährigen Jünglings anpassen? Ach, es scheint leider allzu gewiß, daß die Fee uns zum Besten gehabt hat!“

Kaum vierzehn Tage später erschien indes wirklich ein kleines Zwerglein, dessen Nasenspitze aber just nach den Wolken hinaufging, vor dem Königspaaire. Das sagte, es sey der verlorne Prinz.

„Ja — seufzte da die Königin zu ihrem Gemahle hinüber — so läßt sich die Sache freylich erklären!“ Das kleine Ding hatte nämlich allerdings einen Goldfinger, so daß ihm der Prüfungsring wohl zu passen schien. Aber vor der ungemeinen Höflichkeit des Zwerges konnte sie gar nicht zu der Freude kommen, daß sie ihren Sohn endlich wieder erlangt hatte, daher flüsterte sie zum König noch hinüber: „Ist es auch wohl glaublich, mein Herr und Gemahl, daß solch eine Mißgeburt Wein sey von unserm Beine, und Fleisch von unserm Fleische? Meint Ihr nicht vielmehr auch, daß die Fee unser Kind vertauscht haben müsse?“

Achselzuckend flüsterte der König zurück: „Was uns auch für Bedenken begehen möchten, so werden wir uns immer zu bequemen haben, den Nothstand des Reiches durch Anerkennung dieses unförmlichen Geschöpfes, wo möglich, zu heben.“

„Ach — sagte die Königin, indem sie schon das Reiflein mit dem Vergißmeinnicht von dem kleinen Finger ihrer Linken gezogen hatte — das Augenmaß allein ergibt es, daß der Ring ihm wie angemessen seyn muß. Drum eben verläßt mich der Muth, ihm solchen anzuprohiren. Ihr habt mehr Gewalt über Euer Herz, als

ich über das meinige; thut es daher, bitt' ich, an meiner Stelle!“

Als nun der König ihr die Bitte erfüllt, da ergab sich wohl, daß die Bangigkeit seiner Gemahlinn ganz grundlos gewesen; denn der Ring war sogar für das erste Glied am Goldfinger des Zwergleins zu klein. Während nun der König sich besann, ob er betrübt seyn sollte, daß die Hoffnung auf einen rechtmäßigen Thronfolger schon wieder verschwand, oder ob er sich freuen könne, daß diese Vogelscheuche sein Sohn nicht war, sagte er zu dem Betrüger: „Schelm, die Strafe für solch einen Frevel sey dir zwar erlassen, doch begib dich, das befehle ich dir, auf der Stelle . . .“

„Ins Narrenhaus!“ rief da schnell eine jugendliche, klangreiche Stimme im Zimmer.

Erschrocken blickte der König nach dem Tische, woher die Stimme erscholl, dann sah er die Königin an, die ebenfalls nach dem Tisch ihr Auge richtete, wie alle im Zimmer anwesende Hofleute, und der Zwerg auch, welcher am ganzen Leibe zitterte.

Der König hatte allerdings nur sagen wollen: „Begib dich auf der Stelle aus meinem Lande!“ Bey dem Ausrufe vom Tische her aber, welcher so quersfeld ein kam, gedachte er des Willens der Fee wieder, und sprach daher: „Ins Narrenhaus, ja wohl! Und damit du den Weg dahin nicht verfehlest, so soll der Profos dein Begleiter seyn.“

Sodann befahl der König, daß alle Hofleute sich aus dem Zimmer entfernen möchten. Als nun Niemand mehr da war, außer ihm und der Königin, so näherten sich Beyde dem Tische, woher die Stimme kam, und der König sprach: „Liebsteuerste Frau Gemahlinn ich könnte, ich weiß nicht warum, sogleich meine Krone verwerten, daß jene sinnvollen Röne von unserm geliebten Herrn Sohne, dem Kronprinzen, herrührten.“

„Ja — sagte die Königin — des bin auch ich gewiß.“ Darauf vereinten sie ihre Bitten, daß der Werthgeschädte hervortreten, und sich zu erkennen geben möchte.

Da seufzte es ganz in der Nähe bey ihnen recht tief, und der König, der schon ein Paar Mal die Hand ausgestreckt hatte nach dem prächtigen Teppich, welcher vom Tische herab bis zum Boden hing, aber

durch ein schauerliches Grieseln unter der Haut immer wieder zurückgehalten wurde, faßte sich nach diesem schweren Seufzer mit einem Male ein Herz und hob den Teppich auf. Doch, leider, war kein Prinz und überhaupt gar nichts darunter. Nun suchte man im Tischkasten nach, aber auch darin war kein Prinz.

„Ach — sprach die Königin — unstreitig hat die grausame Graziosa unser liebes Söhnlein in diesen Tisch verwünscht.“

Ein Seufzer, den hier abermahl's der Tisch von sich gab, bestärkte sie und ihren Gemahl in der Voraussetzung, und nun bathen sie so flehentlich, daß ihr Sohn ihnen eröffnen möchte, auf welche Weise ihm Hülfe oder Vinderung in seinem Unglücke zu reichen sey. Doch Alles umsonst; keine Antwort, als höchstens noch dann und wann ein Seufzer. Übrigens erging ein strenges Verboth an den ganzen Hof, sich dem Tische zu nahen, oder wohl gar etwas darauf zu setzen.

Leider aber wurde die kleine Veruhigung, ihr geliebtestes Kind bey sich, wenn schon in so betrübtem Zustande, zu wissen, den armen Altern, wie es schien, sehr bald wieder entzogen. Wenigstens gab der Tisch, seitdem die Sonne untergegangen war, durchaus kein Lebenszeichen weiter von sich.

(Die Fortsetzung folgt).

Die Chinesen.

Ein gutunterrichteter Reisender meldet Folgendes über diese merkwürdige Nation: „Wohlbeleibtheit gilt in China für ein Zeichen des Reichthums, sogar am Geiste, und es ist daher nicht zu verwundern, daß ihre Maler die Chinesen kurz und dick abbilden. Übrigens sind sie nicht so dickköpfig und klein, wie ihre Bilder sie uns darstellen. Ihr Wuchs ist der gewöhnliche, eher groß als klein; es gibt wohlgebaute und auch sehr starke Männer unter ihnen, besonders unter den Lastträgern. Der Holländer van Bram, Gefährte des ehrenwerthen Reisenden de Guignes, erhielt, wegen seiner ausgezeichneten Corpulenz, von den Mandarinern immer außerordentliche Lobsprüche über Reich-

thum und Geistesgaben, welche sie mit jener körperlichen Eigenschaft verbunden glaubten. Ihre Kleidung trägt auch dazu bey, sie dick zu machen. So wird ihre Gestalt breit und viereckig. Die Weiber sind schlanker, aber nicht groß, und haben gespaltene Augen, kurze Nasen, einen kleinen Mund und rothe Lippen. Da sich fast Alle schon vom siebenten Jahr an schminken, bekommen sie eine abscheuliche Haut, und es kann nichts Zurückstehenderes als eine alte Chineserin gedacht werden. Betrachtet man einen Chinesen im Profil, so sieht man seine beyden Augen zugleich, so flach am Kopfe und hervorstehend sind sie. Die Stirn ist offen, die Nase klein, der Mund von mittlerer Größe, die Ohren aber sind außerordentlich breit, und ihrer bedienen sie sich zu mancherley Gebrauch: der Gelehrte hängt die Schnur seiner Brille darüber, und der Lastträger verwahrt seine Zigarre dahinter. Ihre Gesichtsfarbe ist braun, bey den Vornehmern heller. Schwarz, stark und dick sind ihre Haare; sie haben aber, besonders in den mittäglichen Provinzen, wenig Bart; auch lassen sie ihn erst im dreißigsten Jahre wachsen. Seltsam ist es, daß die vornehmen Chinesen sich die Nägel an den Fingern der linken Hand wachsen lassen, zum Unterschiede von den Handwerkern, denen ihre Geschäfte diesen Schmuck nicht verstatten. De Guignes erzählt von einem Mandarin, dem Polizeymeister zu Canton, daß dessen Nägel beynähe sechs Zoll maßen, und von einem Arzte, der drey Nägel von zehn Zoll und den vierten von zwölf Zoll Länge hatte. Er war vor Betrübnis außer sich, daß ihm der Nagel am fünften Finger abgebrochen sey. Diese Nägel, welche er in bambusrohrenen Büchsen tragen mußte, verursachten ihm keine geringe Beschwerde, hatten ihm aber sehr großen Nutzen, und als er eins, wegen eines Streites, verklagt worden war, hatte der Richter sogleich, rücksichtlich dieser kostbaren Nägelziede, für ihn mit dem Ausspruch entschieden: „Ein Mann, der mit so vieler Geduld begeben ist, kann unmöglich ein Fälscher seyn.“ Übrigens läßt sich denken, was das für ein Arzt seyn müsse, der sich so sehr gegen das, was eben dem Arzte am meisten ehrwürdig seyn muß, gegen die Natur, vergeht.